



DDR-Politiker Becher (2. v. l.), Ulbricht (3. v. l.): *Kuschen vor der Macht*

AUTOREN

Linker Schlemihl

Er war DDR-Bonze und Staatsdichter: Eine neue Biographie zeigt Johannes R. Becher als sex- und trinkfesten Schmerzensmann.

Im Oktober 1958, mitten im Kalten Krieg, wurde in Ost-Berlin mit gewaltigem Pomp und militärischen Ehren der Dichterstürm und Kulturminister Johannes R. Becher zu Grabe getragen. Und damals schien es, als würden auch Bechers literarische Werke – Romane, Dramen und Gedichte – zur ewigen Ruhe gebettet. Doch der Gruftie lebt und beschäftigt noch immer deutsche Gemüter.

Mit der Becher-Zeile „Deutschland, einig Vaterland“ aus der DDR-Nationalhymne protestierten 1989 Hunderttausende gegen die verhaßte SED und brachten damit ein Regime zu Fall, dem der Dichter einst ewige Treue geschworen hatte. Und noch vor wenigen Monaten erhob sich lauter Parteien-Zank, ob diese sogenannte Becher-Hymne zu einer modernen Version des Deutschland-Liedes passe.

Der Schriftsteller, der da auferstanden war aus den Katakomben des Sozialismus, ist ein Haßobjekt der deutschen Literaturgeschichte. „Johannes Erbrecher“, so verfluchen ihn seine zahlreichen Feinde. Kaum ein deutscher Schriftsteller hat seinen Ruf so gründlich, so gnadenlos ruiniert wie er. Sein vielbändiges Lebenswerk wird als Kitsch verspottet, als hohles Agitprop-

Gedröhn. Becher gilt als „Mitstöhner des Expressionismus“, als eiskalter Parteisoldat, der wie entfesselt seine poetische Stalinorgel anwarf und unbeirrbar tiefe Verehrung für den mörderischen Diktator bekundete.

Im Chor der Becher-Verächter finden freundliche Stimmen kaum noch Gehör, etwa, wenn die „Frankfurter Allgemeine“ konstatiert, „zumindest eine Handvoll Becher-Gedichte hätten es verdient, in die Haus- und Lesebücher der Deutschen aufgenommen zu werden“. Diese Ansicht teilt ein Jenaer Literaturforscher, der mit kritischer Sympathie den Spuren des legendären Kitzbrockens nachgegangen ist.

In einer faktenwuchernden, klug differenzierenden Mammut-Biographie, die den Dichter bisweilen fast aus den Augen verliert, porträtiert der Philosoph Jens-Fietje Dwers, 38, den DDR-Staatsdichter als einen skrupellosen Opportunisten ebenso wie als selbstzweifelnden, sensiblen Schriftsteller, der sich in Autoritätskon-

* Mit SED-Funktionär Karl Adolphs und DDR-Außenminister Lothar Bolz in Leipzig, 1954.

** Jens-Fietje Dwers: „Abgrund des Widerspruchs. Das Leben des Johannes R. Becher“. Aufbau-Verlag, Berlin; 864 Seiten; 98 Mark.

flikten verzehrte. Becher war ein eitler Jammerrappen, ein Sex-Besessener im Homomilieu ebenso wie ein brutaler Weiberheld. Aber er war auch ein linker Idealist, der fast ein Leben lang an eine gerechtere, kommunistische Welt glaubte und am Ende an der Infamie und Borniertheit der Partei verzweifelte. Dwers beschreibt einen Schmerzensmann am „Abgrund des Widerspruchs“ – so der Titel der Biographie**.

Das Schicksal hatte den gebürtigen Münchner schon in jungen Jahren hart gebeutelt. Der Vater, Landesgerichtsdirektor, ein selbst für wilhelminische Verhältnisse harter Knochen, hielt die poetischen Träume des Filius für puren Größenwahn. Der vä-

terliche Einfluß war freilich hoch willkommen, als der hormonell verwirrte Johannes, in einem Anfall von Weltekel, im April 1910 gemeinsam mit seiner Geliebten Franziska Fuß aus dem Irdischen scheiden wollte. Er erschloß die unglückliche Zigarettenverkäuferin und versuchte, sich selbst zu entleiben. Doch der knapp 19jährige überlebte schwer verletzt. Sein Vater ließ den Todesschützen für unzurechnungsfähig erklären und schlug ein Verfahren nieder.

Doch wirrer Geist lebte weiter in diesem wunden Leib. Der Schlemihl lief total aus dem Ruder, geriet in die verlotterte Münchner Boheme, die ihn in die Morphinum-Sucht trieb und Null Komma nichts auf den Hund brachte. Becher wurde zum stadtbekanntem Schnorrer, verbrachte Nächte auf Parkbänken im Englischen Garten. Schließlich landete der Junkie als „verkommener Landstreicher“ in einer thüringischen Klapsmühle.

Die Erlösung kam aus dem Osten, in Gestalt der russischen Oktoberrevolution. Expressionistisch durchglüht, begrüßte der verkrachte Schreiberling den Sieg des Proletariats mit der Kopf-ab-Ode „Laßt Guillotinen spielen!“ Berauscht bastelte der Schwarmgeist an einem Revolutionsdrama, das „zum Schluchzen menschlich“ sein sollte. Er las Nietzsche und war „wunderbar ergriffen“; rasch hatte sich dann „die revolutionäre Geste bei mir gründlich erledigt“.

Nun suchte Bruder Johannes seinen Seelenfrieden in rastloser Gottsuche. In der katholischen Kirche, mit der Heiligen Schrift auf dem Nachttisch, konnte „ich mich ausweinen“ – bis 1923 erneut kommunistischer Geist in den ideologischen

Eiertänzer fuhr und „gewichtiger Verpflichtungen“ auf ihn warteten: die „rücksichtslose Entlarvung der bürgerlichen Denk- und Seinsformen“.

Frohen Herzens unterwarf er sich für den Rest seines Lebens einer höheren Instanz als dem Heiligen Stuhl – der Kommunistischen Partei. „Was wär ich, ohne daß mich die Partei / In ihre Zucht genommen, ihre Strenge?! / Ein wilder Spießier, der mit Wutgeschrei / Sich selbst zerfetzt.“ Fortan fabulierte er für den Klassenkampf, schrieb Gedichte wie „Hymne an Lenin“, Dramen wie „Kampfspiel“, Erzählungen wie „Der Bankier reitet über das Schlachtfeld“.

Aber es waren ja nicht nur die hohlen Phrasen zum Nutzen der Partei, die dem Autor aus der Feder flossen. Wenn er abließ vom Agitations-Schwulst, schrieb Becher so überzeugende Verse, daß auch die bürgerliche Dichter-Elite begeistert applaudierte, zum Beispiel dem Gedicht „Im Erinnerungs-Wind“:

Ein Blick, der von der Seite / Nur flüchtig mich gestreift – / Ein Wort, das in der Weite / Der Zeit man erst begreift – /

Ein Händedruck, kaum spürbar / Und beinahe wie versteckt – / Das blieb. blieb unverlierbar / Von keiner Zeit verdeckt.

„Ich muß Ihnen sagen, wie schön und echt ich diese Gedichte finde“, schrieb Alfred Döblin über die Sammlung „Der Glücksucher und die sieben Lasten“; und der Titan Thomas Mann sprach: „Ein großes Buch“. Fassungslos notierte der Biograph Dwars, der seinem Forschungsobjekt bisweilen zu gern „in den Hintern treten würde“, daß derselbe Becher wenig später im Moskauer Exil puren Schwachsinn zum Hitler-Stalin-Pakt absonderte:

An Stalin. Du schützt mit deiner starken Hand den Garten der Sowjetunion. Und jedes Unkraut reißt du aus. Du, Mutter Rußlands größter Sohn, nimm diesen Strauß mit Akelei zum Zeichen für das Friedensband, das fest sich spannt zur Reichskanzlei.

Zum Unkraut hätte der Lobhudelei selbst fast gehört, als das heißgeliebte Überväterchen Stalin daran ging, trotzlistische und andere Schädlinge radikal auszumerzen. Becher entkam nur knapp der großen Mordwelle, vielleicht auf Intervention von Walter Ulbricht. Gewißheit gibt es nicht. Zyniker haben später scherzhaft spekuliert, Becher sei dem „Kreml nur entkommen, weil er wie Stalin ein großer Säufer vor dem Herrn war“. Dwars ist aber sicher, daß der Dichter sich nicht an den „wechselseitigen Denunziationen“ beteiligt hat, die unter den



Becher-Brüder Hans Robert, Ernst (um 1904)
Vom strengen Vater hart gebeutel

verängstigten Emigranten üblich waren: verzweifelte Versuche, den eigenen Kopf zu retten.

Zum Idol der deutschen Kommunisten wurde Becher nach Rückkehr in die Heimat, die er auch im Exil immer wieder besungen hat: „Nein, ich kann dir Deutschland nicht enttrinnen. / Jeden Tag muß ich mit dir beginnen.“ Erschüttert und dennoch „übergücklich“ streifte der Patriot durchs zerbombte Berlin: „Inmitten alle der Ruinen ist doch unser Leben, unsere Heimat.“

Noch war er, bald darauf Kulturminister der DDR, voller Zuversicht, daß sein Ar-

beiter-und-Bauern-Paradies zu einem neuen, humaneren deutschen Staat heranwachsen würde, in dem „das Recht der Andersdenkenden“ gewahrt bleibe. Becher, inzwischen Poeta laureatus, glaubte an „Deutschland, einig Vaterland“. Gleichzeitig verfaßte er einen grotesken Nachruf auf Stalin, der, so hoffte er damals, demnächst in ganz Deutschland geehrt werden würde:

Dort, wirst du, Stalin, stehn, in voller Blüte / Der Apfelbäume an dem Bodensee, / Und durch den Schwarzwald wandert seine Güte, / Und winkt zu sich heran ein scheues Reh.

Und wieder kuschte er vor der Macht, als die Gesinnungsgenossen Wolfgang Harich und Walter Janka unter Druck gerieten. Nach einer zagen Intervention bei Parteichef Walter Ulbricht, der ihn kurzerhand rauswarf, betrank sich der Dichter bis zur Bewußtlosigkeit und erwog sogar tief deprimiert, in die Sowjetunion zu emigrieren.

Mitte der fünfziger Jahre war der dichtende Minister schon ein Denkmal seiner selbst, feist geworden, „wie das Klischee eines Bonzen“ (Dwars). Das feudale Leben in der DDR genoß er in vollen Zügen, ein faunischer Lebemann, der immer kräftig becherte und seinen Chauffeur in den Westen schickte, um edle Weine heranzuschaffen.

Becher ließ sich Potenzmittel spritzen und eilte, wenn ihn die Geilheit packte, zum West-Berliner Savignyplatz, wo er sich Huren ebenso wie Strichjungen aufgabelte. Während seine (dritte) Ehefrau Lilly an die Ostsee fuhr, schmuggelte er die Schauspielerin Ann Höling im Kofferraum seines Dienstwagens in die streng überwachte Pankower Villa. Geliebte, die ihm lästig wurden, behandelte er zeitlebens kalt und brutal – ebenso wie ihn die geliebte Partei bis zum bitteren Ende traktierte.

Noch kurz vor seinem Tod nimmt er eine letzte, schmachvolle Demütigung hin, als die stahlharte First Lady Lotte Ulbricht darauf besteht, ein Becher-Werk zu veröffentlichen, von dem sich der Autor längst distanziert hatte: die entsetzlich servile Biographie „Walter Ulbricht. Ein deutscher Arbeitersohn“. Auf dem Sterbebett, berichtet Dwars, sei dem Dichter ein druckfrisches Exemplar überreicht worden, und Becher habe vor Kummer geweint.

Von seinem Erbe, so hatte es Becher testamentarisch verfügt, möge eine Stiftung eingerichtet werden – „für Dichter (siehe Mörike, Hölderlin), nicht für Agitatoren“. Die Partei hat ihm auch diesen letzten, frommen Wunsch nicht erfüllt.

PETER STOLLE



Minister Becher, Eisenach-Besucher Thomas Mann (1955)
Lob vom Titanen

JÜRGENS PHOTO